

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Kleinecke, Rudolf: Der Wille zum Guten. Eine Dorfgeschichte

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Der Wille zum Guten.

Eine Dorfgeschichte
von
Rudolf Kleinecke

Sechzig Jahre war die Niedhoferin alt geworden und hatte nicht gewußt, was Kranksein heißt. Nun aber war es plötzlich über sie

gekommen, unerwartet, schmerzhaft und niederdrückend. Wie ein Häuflein Unglück hockte sie auf der Ofenbank, fröstelnd trotz des heißen Sommertages, trotz der Decken und Polster, die sie um sich gebreitet hatte.

Und neben ihr hockte die graue Sorge, grinste mit höhnischem Gesicht aus dem finsternen Ofenwinkel hervor und raunte ihr allerhand schreckbares Zeug ins Ohr. Als ob es Wirklichkeit wäre, so deutlich sah die alte Bäuerin das Gesicht vor sich, so deutlich hörte sie die mahnende Stimme: „Wie wird's nun werden, Niedhoferin? Wenn du wochenlang krank sein solltest, oder wenn du etwa gar ans Sterben denken mußt? Seit du als junge Bäuerin eingezogen bist auf den Niedhof, ist alle Last der Arbeit auf dir gelegen. Du hast die Dienstleut' regiert, du hast Ordnung gehalten in Haus und Stall, du hast die Felder bestellen lassen und hast rechnen, einteilen und sparen müssen, als ob du der Herr im Haus gewesen wärst. Denn der Bauer ist einer von denen gewesen, für die der Sonntag siebenmal in der Woche im Kalender steht. Geld auszugeben hat er verstanden, Geld ins Haus schaffen aber nicht. Am Schießstand und im Wirtshaus ist er allemal der erste gewesen, bei der Arbeit aber immer der letzte.“

Fröstelnd zog die Niedhoferin die Decken enger um den Leib. Ja, die graue Sorge hatte sie damals schon kennen gelernt, die war ihr längst keine Fremde mehr. Und — ob es auch ein sündhaftes Empfinden war — fast aufgeatmet hatte sie, als ihr Mann, vor Jahren schon, nach kurzem Siechtum plötzlich gestorben war und sie allein zurückgelassen hatte auf dem arg herabgekommenen Niedhof. Nun hatte wenigstens das tolle Geldausgeben ein Ende, nun blieb wenigstens im Hause, was die harte Arbeit eintrug. Und die Niedhoferin brauchte nicht mehr in steter Angst zu leben, daß ihr Bub, der Franzl, einmal als Bettelmann dastehen würde in der Welt.

Die grinssende Sorge mußte sich für ein Weibchen in den finsternen Ofenwinkel verkriechen, da die Niedhoferin nun daran dachte, wie geordnet

und voll sicherer Zukunftshoffnung es damals zugegangen war auf dem Niedhof. Arbeit freilich hatte es auch weiterhin genug gegeben; — aber wenn die Arbeit von Erfolg begleitet ist, trägt sich auch ihre Bürde leicht. Mit starker Hand hielt sie die Wirtschaft aufrecht und freute sich immer wie ein Kind, wenn sie einmal einen Posten aus dem Schuldenregister tilgen oder wenn sie gar ein paar ersparte Gulden in den Kasten legen konnte. Tag und Nacht gönnte sie sich keine Ruhe und fühlte sich glücklich und zufrieden dabei. Denn jetzt war es kein zweckloses Mühen mehr, — jetzt geschah ja alles für ihren Buben, für den Franzl!

Eine wohlige Wärme rieselte dem alten Weiblein durch die Glieder und ließ sie für Minuten auf Sorgen und Siechtum ganz vergessen. Der Franzl... Ihr Bub... der war ihr Stolz und ihre Freude! Weder die Eltern noch den Mann hatte sie so von Herzen gerngehabt wie diesen einen, Einzigen... Schon als kleines Bublein war er das schönste Kind gewesen im ganzen Dorf. Und als er dann gar herangewachsen war, da schaute ihn die Niedhoferin mit schier noch verliebteren Blicken an, als es die Dirnen taten, wenn er dahergeschritten kam, hoch und stark wie die Lärchen im Bergwald, und dabei so schlank und biegsam wie diese. Der ganze Vater! Nur noch viel schöner und stattlicher, als der gewesen war...

Mit jähem Erschrecken riß es der Niedhoferin den Kopf nach dem finsternen Ofenwinkel hin. Hatte da nicht eben wieder eine häßliche Frage auf sie hervorgestarrt? Hatte ihr nicht wieder eine hämische Stimme etwas ins Ohr gezischt?

„Der ganze Vater... Aber nicht nur dem Aussehen nach. Leichtlebig und leichtsinnig auch wie dieser. Und du, Niedhoferin, hast es nicht gesehen, hast es nicht achthaben wollen! Hast bloß mit starker Hand die Wirtschaft in Ordnung gehalten, daß es dem Buben einmal an nichts fehlen sollte, hast aber gar nichts dazu getan, einen festen, willensstarken Menschen aus ihm zu machen... Und als es dir endlich aufdämmerte, als du sehen hast müssen, was du nicht sehen hast wollen, da war es zu spät. Und du warst zu schwach, dem Unheil Einhalt zu tun. Es war ja dein angebeteter Franzl, dein Einziger, dein alles...“

Schwer senkte die Alte auf, und die Last des Krankseins und der Sorge lag wieder doppelt drückend auf ihrem stillen Sinnen. Aber sie wußte dabei plötzlich nicht mehr, was es nur die Angst um die Zukunft, was sie so niederdrückte, oder war es das Erbarmen mit dem Buben... Den ganzen Nachmittag schon hockte er still im Nebenzimmer und rührte sich nicht. Nicht einmal den Rauch seiner Pfeife spürte sie, — er mußte entweder eingeschlafen sein oder dämmerte in schlummersüchtigem Brüten vor

sich hin, wie sie selber es tat. Und draußen schien die helle Sommersonntagssonne, und von der Schießstatt her hörte man bereits das Knallen der ersten Schüsse . . .

„Franzl!“ rief die Niedhoferin mit verhaltener Stimme. „Schlafst?“

Ein faules Näckeln im Nebenzimmer und das heftige Klacken eines Stuhles. Dann die verdrossene Antwort: „Wie soll eins denn schlafen, wann ihm die Sonn' durch die zug'machten Augen brennt? Und wann s' auf der Schießstatt knallen wie nit g'scheit!“

Der Niedhoferin gab es einen Stich im Herzen. Sie hatte es ja gewußt: auf die Schießstatt zog es ihn, wo die andern alle sich vergnügten, wo er wieder einmal hatte zeigen wollen, daß der Niedhofer Franzl halt doch noch immer der beste Schütze ist auf weit und breit! Und der arme Bub mußte zu Hause sitzen und Trübsal blasen, mußte nach der eintönigen Arbeitswoche auf die kleine Sonntagsfreude verzichten, bloß weil seine Mutter krank geworden war und dadurch kein Knopf Geld im Hause zu finden ist . . . Es klang recht trübselig und verzagt, als sie nun wieder fragte: „Was machst denn nachher da drin so ganz allein? Magst dich nit ein bißl zu mir setzen?“

Fürs erste schien aber der Franzl keine besondere Lust zu haben, der Aufforderung Folge zu leisten. Mit schwerfälligen Schritten tappte er eine Weile in der Nebenstube herum, dann knurrte er verdrossen: „Was werd' ich denn machen? Fliegen fangen tu' ich halt. Is auch eine Sonntagsfreud'.“

Das nahm der Bäuerin den letzten Rest ihrer Bedenken. Fliegen fangen . . . Der junge, lebfrische Bub . . . Und die andern Burschen alle sitzen im Wirtshaus, unterhalten sich beim Karteln, beim Kegelschießen, beim Scheibenschießen . . . Wie ein großmächtiges Unrecht empfand sie es, was ihrem Franzl da geschah, und sie riet ihm nun selber dazu, wovon sie ihn vor ein paar Minuten noch am liebsten hätte abbringen wollen: „Magst nit auch ein bißl auf d' Schießstatt gehn?“

Das Gesicht des Burschen hatte plötzlich seinen grämlichen Ausdruck verloren, und auch die Stimme klang ganz anders, da er nun zur Mutter in die Stube trat und in fragender Erwartung sagte: „Wann aber die Mutter krank is? Und wann ich kein Geld nit hab'?“

„Mir is schon viel besser,“ log die Niedhoferin. „Und helfen kannst mir z' Haus ja doch nit. Schick mir halt die Lenerl herein, daß s' bei mir bleibt derweil.“ Dabei zerquälte sie sich den Kopf, ob sie nicht doch noch irgendwo ein paar Gulden liegen habe, mit denen sie ihrem Franzl eine kleine Sonntagsfreude hätte machen können.

Aber so viel sie sann, es fiel ihr nichts ein.

Die Fennen hatten faul gelegt in der letzten Zeit, die Kühe hatten wenig Milch gegeben, — und wohin das Geld für die letzten Eier und die letzte Butter eigentlich gekommen war, darnach hatte sie während ihres Krankseins überhaupt nicht gefragt gehabt. Nur dort in der Truhe, im Betbüchl versteckt, lag noch ein kleines Kapital. Das hatte sie sich in jahrelangem Knausern und Sparen heimlich auf die Seite gelegt, — für ihre „Leich'“ . . .

Zaudernd überlegte sie. Als sie aber dabei in das Gesicht ihres Franzl blickte, das schon wieder recht trübselig und verzagt geworden war, sagte sie ohne weiteres Besinnen: „Mach einmal die Truchen dort auf, Franzl. Ganz zu unterst, auf der rechten Seiten liegt mein Betbüchl. Gib mir's her.“

Mißmutig kam er der Weisung nach. Machte aber plötzlich große Augen, da die Mutter mit ihren zitternden Fingern die silbernen Schließen geöffnet hatte und nun einen blauen Schein zwischen den vergilbten Blättern hervorzog. „Je, das viele Geld!“ staunte er und blinzelte mit begehrlischen Blicken nach dem alten Buch. „Und da hat mir d' Mutter nie was g'sagt davon!“

„Weil ich's aufheben hab' wollen,“ erklärte



„Je, das viele Geld!“ staunte er und blinzelte mit begehrlischen Blicken nach dem alten Buch.

die Bäuerin seufzend. „Daß d' wenigstens keine Sorg' sollst haben, wann ich einmal g'storben bin. Denn weißt, das Sterben und das Begrabenlassen kost't auch Geld.“

Da lachte der Bursche übermütig auf. „Sterben und Begrabenlassen! Wer wird denn an so was denken!“ Die Banknote, die ihm die Mutter hinhielt, steckte er in die Hosentasche, das Gebetbuch warf er achtlos in die Truhe zurück, und nach zwei Minuten war er fertig zum Ausgehen.

„Die Venerl schick' ich dir schon herein, wann d' etwa was brauchen solltest,“ versprach er noch, dann war er auch schon mit strahlendem Gesicht bei der Türe draußen.

Lächelnd blickte ihm die Niedhoferin nach. Es war ein zufriedenes Lächeln. Sie war ja so glücklich, daß sie ihrem Vuben wieder einmal eine kleine Freude hatte machen können . . .

Die nächste Woche verstrich, alle Tage kam der Doktor aus dem Dorfe nachschauen, wie es der Niedhoferin ginge, verschrieb ihr auch allerhand Pulver und Tränklein, aber in dem Befinden der Kranken wollte sich nichts ändern. Nur daß sie den Platz auf der Ofenbank mit dem im Bette hatte vertauschen müssen. Und daß sie sich noch schwächer und hilfälliger fühlte, als es lezten Sonntag schon der Fall gewesen.

Eben hatte sie sich aus einem stundenlangen Hindämmern endlich wieder einmal zu wachem Bewußtsein ermuntert. Suchend glitt ihr Blick durch die Stube; aber er schien das nicht zu finden, wonach er suchte. Da richtete sie ihn auf die Jungdirn, die neben ihrem Bette saß: „Wo is denn der Franzl?“

Die Venerl legte den Kettel beiseite, den sie eben mit fleißigen Nadelstichen ausgebeffert hatte, und fragte zurück: „Braucht die Bäuerin Leicht was? Für die Medizin is noch Zeit, — aber ein bißl Suppen, wann d' etwan nehmen möcht'st . . .“

Abwehrend schüttelte die Kranke den Kopf. Und fragte nur nochmals: „Wo is denn der Franzl?“

„Er is aus'gangen. Auf d' Schießstatt, glaub' ich.“

Da lag die Niedhoferin wieder still, als ob sie schlafe, und fragte nichts mehr. Nur in ihrem Kopf klang es fort und fort wie ein unentwegtes Fragen: „Hat er denn ein Geld dazu? Und wo hat er's denn her? Die letzte Wochen is ja gar nix verkauft worden . . . Hat er etwa gar . . .“

Wie ein plögliches heftiges Erschrecken überfiel es sie, sie mußte die Hand aufs Herz pressen, daß es ein wenig zur Ruhe kam, sie mußte erst ein paar mal krampfhaft nach Luft schnappen, bevor sie mit zitternder Stimme hervorbringen konnte: „Venerl, mach einmal die Truchen dort auf. Ganz zu unterst, auf der rechten Seiten liegt mein Betbüchl. Aber gib Obacht, daß nix rausfällt, — halt's fest z'samm, es sein eine Menge Heiligenbildeln drin.“

Die Venerl brauchte nicht lange zu suchen. Ganz zu oberst, auf der linken Seite, lag das alte Buch mit dem Ledereinband und den silbernen Schließen darauf. „Das meinst?“ fragte sie und hielt es der Bäuerin hin.

„Das.“ Mit zitternden Händen langte die Kranke darnach und schob es unter die Bett-

decke. „Kannst mir jetzt ein bißl Suppen wärmen. Ich hab' ein'n Hunger und brauch' dich jetzt nit da.“

Als die Venerl aus der Stube gegangen war, zog die Bäuerin das Buch wieder hervor und öffnete hastig die Schließen. Gott sei Dank! — sie hatte ihrem Franzl unrecht getan mit ihrem so plötzlich aufgestiegenen Verdacht! Da lagen ja die blauen Scheine noch alle beisammen, — eins, zwei, drei, vier . . .

Die Niedhoferin war mit dem Zählen bald zu Ende gekommen. Aber sie zählte noch ein zweites und ein drittes Mal. Und immer ängstlicher, immer aufgeregter wurde ihr Zählen. Acht Scheine waren es gewesen im ganzen, — einen davon hatte sie lezten Sonntag dem Franzl gegeben, — so müßten doch immer noch sieben im Büchl liegen. Aber so oft sie auch zählte und zählte, sie brachte es immer nur auf fünf . . .

Da kam eine Bitterkeit und Traurigkeit über sie, daß sie hätte weinen mögen. Das Geld, das sie sich sauer genug zusammengespart hatte, nur um ihrem Vuben einmal eine Sorge vom Halse zu nehmen, das verjubelte er nun an ein paar lustigen Nachmittagen auf der Kegelstatt! Und hatte es an sich genommen, ohne sie zu bitten darum, ohne ihr auch nur ein Sterbenswort davon zu sagen, — heimlicherweiß' . . . wie ein Dieb . . .

Nun liefen der Niedhoferin wirklich die hellen Tränen über die eingefallenen Wangen. Wohl suchte sie krampfhaft nach einer anderen Erklärung für das Fehlen des Geldes, aber es nützte ihr nichts, so viel sie sich auch den Kopf zerquälte. An die alte Truhe hatte ja seit dem lezten Sonntag keine Hand gerührt. War überhaupt niemand bei ihr in der Stube gewesen seitdem, außer dem alten Doktor und der Jungdirn, der Venerl. Der Doktor war immer gleich wieder gegangen, solange sie wach gelegen, die Venerl aber hatte ja keine Ahnung davon, daß in dem alten Betbüchl Geld verborgen lag. Und wenn sie es gewußt hätte, wenn es ungezählt und offen auf der Tischplatte gelegen wäre, die Venerl hätte doch keinen Kreuzer davon genommen, die Venerl war treu wie Gold! So blieb denn nur er, der Einzige — ihr Franzl . . .

Mit zitternden Fingern legte sie die fünf Scheine zu den Heiligenbildeln zurück, zog die Schließen über dem Einband zusammen und schob das alte Buch unter das Kopfpolster. Das warme Süpplein, das ihr bald darauf die Venerl zum Bett brachte, wies sie zurück. Auch die Medizin wollte sie heute nicht mehr nehmen. Und als es Abend geworden war, sagte sie mit einer müden, klanglosen Stimme zu der wartenden Jungdirn: „Geh nur jetzt die Rüh' versorgen, Venerl, und leg dich dann schlafen. Ich brauch' heut nix mehr.“

So lag sie nun mäuschenstill und starrte mit brennenden Augen in die Finsternis. Horchte auf jedes Geräusch dabei und wartete, ob denn der Franzl immer noch nicht heimkommen wollte. Und weil Stunde um Stunde verrann, ohne daß ein Laut die Stille der Nacht unterbrach, hatte die Niedhoferin Zeit genug, über all das nachzusinnen, was ihr heute so schwer wie noch nie auf dem Herzen lag.

Leichtsinnig ist er, der Bub, — leichtsinniger noch als sein Vater es gewesen. Und jetzt ist er auf dem besten Wege, gar noch schlecht auch zu werden . . . Ihr eigenes Leben fiel ihr wieder ein, wie sie mit fester Hand hatte zusammenhalten müssen, was sonst lange schon verjubelt und vertan gewesen wäre. Wie sie sich geplagt und geschunden hatte ihr ganzes Leben, — erst für den Mann und später für den Buben. Und wie nun doch alles so ganz umsonst geschehen ist. Denn wenn sie heute die Augen schließt, hat ihr Bub seinen einzigen Halt verloren, geht nur mehr seinem Vergnügen nach, läßt die Wirtschaft verfallen und ist über Jahr und Tag ein Bettelmann geworden . . .

Immer heftiger strömen dem alten Weiblein die Tränen aus den brennenden Augen. Aber plötzlich fährt sie sich übers Gesicht, wischt das Naß von den runzligen Wangen und richtet sich straff im Bette auf. „Es muß ja nit so sein!“ denkt sie mit einemale. „Er kam ja auch noch eine finden, die so gut is und so dumm, wie ich's gewesen bin! Nur bald müßt's halt g'schehen, und die Rechte müßt's halt sein . . .“

In langer Reihe ziehen nun die Dirnen des Dorfes an ihr vorüber: ihr ist, als ob sie alle ganz deutlich und leibhaftig vor sich stehen sehe in dem stockfinsternen Zimmer, und ihre brennenden Augen schauen jeder einzelnen schier bis in den Grund der Seele. Die Reichsten sind auch hier die ersten. Aber wenn der Niedhoferin früher einmal keine einzige reich genug gewesen für ihren Franzl, — heute muß sie sich sagen, daß das unnütze Träume, verfehlte Hoffnungen sind. Wenn eines einmal dem Tod ins Gesicht schauen muß, sieht sich auch das Leben anders an. Die reichen Bauern geben ihre Töchter nicht auf den Niedhof, wo seit Menschengedenken schon immer die graue Sorge im Ofenwinkel lauert . . .

Und die Schönen? Da wär' die Bachlerdirn, ein mudelsauberes Ding. Aber die ist eingebildet auf ihr Schönsein und will selber weiß Gott wie hoch hinaus. Die Führinger-Kathl oder die Rainer-Zillerl und die Köstlerdirn aber lassen sich lieber am Tanzboden bewundern, statt daß sie tagewerken wie eine Stalldirn, und die Mädeln vom Nischbauernhof und vom Kreuzlahner haben das Arbeiten überhaupt nicht gelernt.

Da wär' die Everl vom Zehetner oder die Sulzbacher-Tonerl schon eher eine solche. Oder gar die Weverl aus'm Wildgraben, — die schafft mit ihren Händen mehr als der stärkste Mann! Sind aber alle miteinander so aufschiech (häßlich), daß sie ihr Franzl gar nit nimmt . . .

bleibt also nur eine noch. Eine einzige. Und das wär' die Lenerl, die Jungdirn. Kreuzbrav und fleißig, sparsam und wirtschaftlich, — das muß ihr der Reid lassen. Und sauber wie nicht bald eine! Ist eh ein Wunder, daß der Franzl das nicht längst schon bemerkt hat . . .

Die Niedhoferin war mit einemale ganz ruhig und zuversichtlich geworden. Nun konnte sie in Frieden die Augen schließen. Denn wenn die Lenerl als Bäuerin auf den Niedhof kommt, birgt die Zukunft für ihren Franzl keine Gefahr mehr. Es wird dann ebenso weitergehen, wie es zu ihren eigenen Lebzeiten immer gegangen ist: die junge Bäuerin wird sich abrackern und die ganze Sach' in Ordnung halten, der junge Bauer aber wird sein lustiges Leben weiterführen können, wie es sein Vater getan und wie er's selber bislang gewohnt gewesen . . .

Bevor das Frührot noch seinen ersten Schimmer in die Stube warf, hatte die Niedhoferin ihren ruhsamen Schlaf gefunden. Nicht einmal die geräuschvolle Heimkehr ihres Buben hörte sie mehr, sie schlief nur und schlief, bis endlich der hell übers Bett flutende Sonnenschein ihr die blinzeln Augen öffnen ließ. Da streckte sie sich in wohligen Behagen und spann ihre Gedanken weiter, an derselben Stelle, wo sie der ruhsame Schlaf unterbrochen gehabt: der Franzl muß die Lenerl heiraten. Und das so bald als möglich. Denn wenn's über kurz oder lang aus Sterben geht, will die Niedhoferin wenigstens die Zukunft ihres Einzigen gesichert wissen . . .

Sie rückte die Kissen zurecht, richtete sich im Bette auf und legte das Gebetbuch vor sich auf die Decke. Dann rief sie nach ihrem Buben.

Mit verschlafenem und verlegenem Gesicht trat der Franzl zu ihr. Und seine Miene wurde noch um ein gut Teil ängstlicher, als er das Betbüchl bei der Mutter im Bette liegen sah. Zum Kuckuck! Jetzt war sie ihm richtig schon draufgekommen, daß er gestern zwei von den blauen Scheimen im Wirtshaus verjubelt hatte . . .

„Das hast du rausg'nommen, gelt, Franzl?“ fragte die Niedhoferin nun. Und der großmächtige Franzl kam sich plötzlich vor wie ein kleinwinziger Schulbub. Aber dann regte sich der Troß in ihm. „Was hätt' ich denn tun sollen, wo ich doch kein'n Kreuzer eigenes Geld im Sack hab?“ knurrte er. „Is doch meiner Seel' ein Unsinn, allerweil ans G'storbensein denken und alser lebendiger nit ein bißl eine Freud' haben!“

Ein sonderbarer Blick der Mutter ließ ihn plötzlich verstummen. Ein Blick, wie er ihn an ihr noch nie gesehen. Allen Trost nahm ihm dieser Blick und alle Zuversicht, so daß er sich wieder ganz klein und ängstlich fühlte.

„Darüber woll'n wir jetzt nit warteln (streiten),“ sagte die Mutter. „Was g'sch'eh'n is, is g'sch'eh'n, — das laßt sich jetzt nimmer gut machen. Nur was sein wird, das muß einmal bered't werden.“

Ganz stramm und aufrecht saß sie nun in der Bette und ihr Gesicht zeigte den strengen, harten Ausdruck, den es immer gehabt hatte, wenn sie in früheren Zeiten ihre Wirtschaftsangelegenheiten geordnet hatte. „Ans Sterben muß ich denken,“ fuhr sie fort. „Und 's wird wohl früher da sein, als du glauben magst. Dann aber — wann ich nit mehr bin — is's auch aus mit dein'm lustigen Leben. 's Arbeiten hast nit g'lern't und 's Sparen auch nit, — da is dann bald vertan, was ich bislang noch hab' zusammenhalten können.“

Der Franzl wollte eine Einwendung machen, aber die Niedhoferin hob nur abwehrend die Hand und sah ihn wieder mit dem eigentümlichen Blicke an, der ihm den Mund verschloß, bevor er ihn noch recht aufgetan.

„Ich mach' dir keine Vorwürf,“ fuhr die Bäuerin fort, „ich bin ja selber mit schuld daran. Weil ich vor lauter Lieb' zu dir nit die Kraft hab' g'hab't, dich strenger z' halten. Nur das eine möcht' ich dir raten: schau dazu, daß alles in Ordnung kommt, so lang ich noch am Leben bin. Schau dich um nach einer, die statt meiner sorgt und arbeit't für dich. Heiraten mußt!“

Dem Franzl fiel ein Stein vom Herzen. „Wenn's weiter nichts ist!“ dachte er, und war froh, die unliebsame Geschichte mit dem verjubelten Geld so leichten Kaufes los zu sein. Heiraten, um aller Sorge und Arbeit ledig zu werden, — der Gedanke hatte viel Verlockendes für ihn. Am besten dann gleich eine von den Reichen, etwa die Sonnleitner-Dirn oder die Grashofer-Rosler oder . . .

Aber die Mutter machte ihm einen Strich durch die kaum begonnene Rechnung: „Derfst dir aber nit einbilden, daß sich eine, die was hat, zu dir auf den Niedhof setzt! Und wenn's eine tät', ihr Vater ließ' es doch nit zu. Und wann er's tät', — 's wär' doch nur wieder ein Unglück für dich. Du brauchst eine, die arbeiten kann und sparen, die selber nit viel Ansprüch' macht ans Leben. So eine wie die Venerl is.“

Der Franzl wollte auffahren. „Die Venerl! Die Jungdirn! Die nig is und nig hat . . .“ Wie er aber dabei die Mutter anschaute, die immer noch das Betbüchl wie eine Drohung in der Hand hielt und immer noch den merk-

würdig strengen Blick auf ihn gerichtet hatte, da schwieg er betreten still. Und überlegte: „Vielleicht is's eh besser so. Wenigstens kann ich tun, was ich will, und brauch' nit über jeden Kreuzer Rechenschaft ablegen. Denn dann bin ich Herr im Haus . . .“

Damit hatte er auch seine gute Laune und sein ganzes Selbstvertrauen wiedergefunden. Mit lustigen Auglein zwinkerte er über das strenge Gesicht der Mutter und über das dro-



Mit milder Stimme sagte sie: „Gelt, Venerl, wirst dem Franzl eine gute Hausfrau sein.“

hende Betbüchl hinweg, zuckte nur die Achseln und meinte zustimmend: „Wann die Mutter glaubt, — mir wär's schon recht.“

„Dann ruf die Venerl her!“ befahl die Alte. Und als die Gerufene bald darauf ins Zimmer und ans Bett der Kranken trat, nahm sie die Niedhoferin an der Hand und sagte mit einer merkwürdig milden Stimme: „Gelt, Venerl, wirst dem Franzl eine gute Hausfrau sein, wann mich unser Herrgott zu sich nimmt. Wirst fleißig zu der Arbeit schau'n und seine Sach' in Ordnung halten, wann ich nimmer bin. Er is ja ein guter Bub, nur ein bißl leichtlebig halt . . . Aber zu dir hab' ich Vertrauen. Du wirst schon achtgeben, daß es ihm an nichts fehlen wird. Gelt, tußt mir's versprechen, Venerl?“

Die Venerl sah mit fragendem Blick bald auf die Kranke, bald auf den Franzl hin. Und wußte sich keinen Rat. So lieb und gut hatte kein Mensch noch gesprochen zu ihr, so weit sie

zurückdenken konnte in ihrem jungen Leben. Als armes Waisenkind war sie herumgeschoben worden von einem Hof auf den andern, Schläge und Grobheiten hatte sie kennen gelernt, — aber Liebe und Güte noch nicht. Und nun redete die Bäuerin da plötzlich zu ihr wie zu einer gar gewichtigen Persönlichkeit, und der junge Bauer starrte sie an, mit Augen, daß es ihr heiß über den Rücken lief . . . Und sie verstand den Sinn und Zusammenhang des Ganzen nicht . . .

Ungeduldig wartete die Kranke auf Antwort. Weil aber die Lenerl in ihrer ratlosen Verlegenheit kein Wort zu sagen wußte, trat der Franzl auf sie zu und schlang den Arm um sie. Er hatte die ganze Zeit schon auf sie hingesehen wie auf ein unbegreifliches Wunder, — so mudelsauber war die Dirn, so gut gewachsen und so lebfrisch in ihrem Jungsein, — eine Narrheit, daß er das nicht gesehen hatte bis auf den heutigen Tag . . .

„So red' doch schon ein Wörtl!“ drängte er. „Is's dir denn gar so uneben, daß d' Bäuerin sollst sein auf'm Riedhof?“

Da machte sich die Lenerl langsam los von ihm, sah ihm mit erschrockenen Augen ins Gesicht und entgegnete mit einer traurigen Stimme: „Wann das ein Spaß sollt' sein, so is's ein recht schlechter g'weisen. Verpotten brauchst mich nit, wann ich auch nur ein armer Dienstoff' bin.“

Aber der Franzl huschelte sie wieder in seine Arme und lachte mit dem ganzen lustigen Gesicht. „Du Narrisch, du! Wer will denn ein G'spaß machen?“ Und die Riedhoferin bestätigte: „'s is unser Ernst, Lenerl. Nur versprechen mußt mir, daß d' allweil gut schauen wirst auf mein'n Franzl.“

Und nun wußte die Lenerl erst recht nichts zu sagen. Ein Glücksgefühl war plötzlich über sie gekommen, wie sie es in ihrem ganzen armen Leben noch nicht empfunden gehabt, und vor lauter Glück rannen ihr die hellen Tränen aus den Augen. Und sie ließ es widerstandslos geschehen, daß der Franzl sie an sich zog und seinen Mund auf den ihren preßte.

„Alsdann is alles in Richtigkeit,“ sagte die Riedhoferin und tat einen Seufzer der Erleichterung dabei. „Jetzt kann ich wenigstens ruhig sterben.“

Die Lenerl hatte als Riedhoferin einen schweren Stand. Kaum war die Hochzeit gewesen, war auch schon die Befürchtung der alten Bäuerin eingetroffen: immer schwächer war die Kranke geworden, immer siecher, bis man sie endlich eines Tages den letzten Weg zum Friedhof hinaustragen mußte. So lastete nun die ganze Sorge der Wirtschaft auf den Schultern der Jungen.

Aus der Arbeit selbst hätte sie sich nichts gemacht, die war sie ja gewöhnt von Jugend auf. Daß sie aber jetzt selbständig denken, selbständig handeln sollte, das war ihr etwas Fremdes, gänzlich Ungewohntes, in das sie sich erst hineinfinden mußte. Und da war sie ganz allein auf sich selber angewiesen dabei. Der junge Bauer, an den sie sich erst ein paarmal um Rat und Auskunft gewandt, wußte da schier noch weniger Bescheid als sie. „Mach's nur, wie d' glaubst und magst,“ gab er ihr immer lachend zur Antwort. „Wird schon das Rechte sein.“ Und war froh, mit der ganzen Sache nichts weiter zu tun zu haben.

An den alten Knecht aber, der schon seit Jahren im Hause war, mochte sie sich nicht wenden. Der tat ja auch sein Tagewerk nur wie eine Maschine, ohne sich um ein Warum und Weil zu kümmern. Und konnte sich überdies nicht recht in das neue Verhältnis finden: daß er nun plötzlich den Befehlen eines jungen Dinges folgen sollte, mit dem er vor zwei Wochen noch hatte herumkommandieren und grob sein können nach Herzenslust . . .

Im Anfang wollte die junge Bäuerin schier verzagt werden. Aber dann erinnerte sie sich des Versprechens, das sie der Riedhoferin noch auf dem Totenbette gegeben hatte, und raffte sich auf. Wenn die alte kranke Schwiegermutter es zuwege gebracht hatte, das Hauswesen zu führen und zu leiten, so wird es ihr mit ihrer Jugend und all dem guten Willen doch auch keine Unmöglichkeit sein! Mit starker Hand faßte sie die Arbeit an und brachte es sogar fertig, daß ihr dabe ihr Mann, der Franzl, des öfteren helfend zur Seite stand. Das hatte sie bald herausgefunden: mit Zwang und Ernst war bei dem nichts zu erreichen. Da hatte er nur ein übermütiges Lachen dafür. Aber halb im Spiel und Scherz, unter Schäkern und Neckeln, da ging's schon eher. Und wenn er auch zehnmal die Arbeit unterbrach und nach kurzer Zeit schon wieder ihrer überdrüssig ward, so war es doch immer ein Anfang gewesen. „Besser, ein bißl was tun als gar nix,“ tröstete sich die Lenerl. „Mit der Zeit wird er sich schon dran g'wöhnen.“

Wie eine gütige Mutter ihr unverständiges Kind behandelte sie ihn. Nur den Leuten gegenüber war sie eifersüchtig darauf bedacht, ihm sein Ansehen als Herr des Hauses zu wahren. Die alte Riedhoferin hätte ihre helle Freude dran haben können, mit welcher sorgendem Ernst die junge Schwiegertochter ihren Pflichten nachkam und wie gut es ihrem Franzl dabei ging!

Auf die Dauer wurde dem Franzl die Sache aber doch langweilig. Im Anfang war es ja ganz lustig gewesen, sich so ein wenig bei der Arbeit herumzutun, alle Fingerlang den Rechen oder die Schaufel wegzuworfen und statt dessen

das junge saubere Weiberl um den Hals zu nehmen. Auch die Abende waren recht gemüthlich gewesen, wenn sie so in der blitzblanken Stube beisammensaßen und die Lenerl ihm vorrechnete, wieviel in dieser Woche wieder durch den Eier- und Butterhandel konnte Geld ins Haus geschafft werden. Ordentlich wie einer der reichsten Großbauern kam er sich vor und faßte den festen Entschluß, es durch ein fleißiges Sparen wahrhaftig zu einem solchen zu bringen.

Aber das alles währte nicht lange. Als nur erst der Reiz der Neuheit vorüber war, fielen dem Franzl seine früheren Vergnügungen wieder ein, und er empfand eine ungeheure Sehnsucht nach Wirtshaus, Regelpbahn und Schießstatt. „Ich muß doch auch den Leuten einmal mein schön's jung's Weiberl zeigen!“ schmeichelte er dabei, und die Lenerl brachte es nicht übers Herz, ihm den Wunsch zu versagen. Nur zufrieden sollte er sein und glücklich, — so glücklich, wie sie selber war. In ihr war es wie ein Knospen und Blühen nach einem langen, strengen Winter, — alle Mühsal, alle Not ihres bisherigen armjeligen Lebens war vergessen, so sehr beherrschte sie das Glücksgefühl, nun auch die Liebe gefunden zu haben. Und das nicht minder hohe Glücksgefühl: all die Sorge und Arbeit nun tragen zu können als eigenes Vornehmen, wo es bislang nur Zwang und hartes Muß gewesen war.

Der Sonntagnachmittag im Wirtshaus gestaltete sich zu einem Freudenfest für den Franzl und zu einem schönen Erlebnis für sein junges Weib. Als ob sie weiß Gott was für seltene fürnehme Gäste wären, so waren sie empfangen und gefeiert worden. Als aber dann in später Nachtstunde die Lenerl den Rechnungsabluß machte, da kam ein großes Erschrecken über sie. Soviel Geld war das Ganze denn doch nicht wert gewesen! Und ein zweites Mal durften sie sich eine solche Ausgabe schon nicht mehr leisten.

Das sagte sie auch dem Franzl, da er am nächsten Sonntag sein schönes junges Weiberl wieder „den Leuten zeigen“ wollte. Und weil der Franzl das einsehen mußte, machte er ein saures Gesicht dazu, kimmelte verdrossen im Hause herum und wußte mit sich und der Welt nichts anzufangen. Die Lenerl versuchte umsonst, ihn aus seiner verdrießlichen Stimmung zu reißen, — sie mochte beginnen, was sie wollte, es gelang ihr nicht. Und als es Abend geworden war, hatte sich ihr Mann in einen solch grundlosen Born hineingearbeitet, daß er wegen einer geringfügigen Ursache mit dem alten Knecht in ein zorniges Streiten kam.

Die junge Bäuerin hörte es bis in die Stube hinein. Und sie hörte Worte, die ihr das Blut ins Gesicht trieben vor Aerger und Scham. So redete ein Knecht mit seinem Herrn? Und der Herr mußte sich das sagen lassen und wußte

keine Erwiderung drauf als gerade nur eine dicke Grobheit?

Rasch entschlossen stand sie vom Tische auf und trat zwischen die Streitenden hinaus. „Das Nachtmahl steht am Tisch,“ sagte sie zu ihrem Mann. „Geh essen derweil, daß 's nit kalt wird.“ Und als er sich scheltend und brummend davongemacht hatte, wandte sie sich ruhig an den Knecht: „Weißt, Girgl, solche Reden taugen mir nit da im Haus. Der Bauer mag sein, wie er will, — er is einmal der Herr. Und dir steht's am allerwenigsten zu, dich in seine Sachen dreinzumischen. Wann's dir nit paßt bei uns, kannst ja gehen. Wir halten dich nit.“

„So geh' ich halt!“ braute der Alte auf. „Denn passen tut's mir da schon lang nimmer.“ Er wollte noch etliches vorbringen, das ihm auf dem Herzen lag, aber er brachte es nicht recht heraus. So leicht ihm dem Bauern gegenüber alle Grobheiten vom Munde geflossen waren, — vor der Ruhe und dem ernstern Ge-



Sie wandte sich ruhig an den Knecht: „Wann's dir nit paßt, kannst ja gehen!“

sicht der jungen Bäuerin verschlug es ihm plötzlich die Rede. „So geh' ich halt,“ knurrte er nur nochmals. „Am liebsten gleich morgen.“

„Is recht,“ entgegnete Lenerl ruhig. Wandte sich ab von ihm und trat in die Stube zurück.

Dort saß der Franzl schon beim Tische und hatte sich über das Essen hergemacht. Sein verhaltener Groll hatte durch das Geschimpfe Luft bekommen, und so schien er den wüsten Streit bereits wieder vergessen zu haben. Ganz er-

staunt blickte er auf, als ihm die Venerl in ihrer ruhigen Weise meldete, daß der Girgl gekündigt habe und morgen schon den Dienst verlasse.

„Der Girgl?“ fragte er, halb verständnislos. Und dann gewann plötzlich der Zorn und Aerger wieder die Oberhand. „Was glaubt denn der Lackl?“ schrie er. „Meint er etwan, ich lass' ihn gehn so mir niz, dir niz? Jetzt, wo ich ihn am notwendigsten brauch' zu der Arbeit!“

„Ich hab's ihm selber g'raten,“ entgegnete ruhig die junge Bäuerin. „Ein Dienstdot', der vor sein'm Herrn kein'n Respekt hat, is eine schlechte Hilf' im Haus.“

„Aber ich Krieg' doch um die Zeit kein'n andern!“ gab der Franzl fast ängstlich zu bedenken.

Da zuckte die Bäuerin nur die Achseln und meinte: „So müssen wir uns halt behelfen. Wann d' nur arbeiten willst, zwingen wir's schon. Und wann d' nit magst, zwing' ich's allein auch.“

Das war einmal deutlich gesprochen. Der Venerl tat das schnelle Wort schon leid, kaum daß es aus dem Munde war. Und der Franzl fand keine Entgegnung darauf. Der stierte nur auf den Teller vor sich, hantierte geräuschvoll mit Messer und Gabel und würgte schweigend das gute Nachtmahl hinunter. Aber es schmeckte ihm nicht mehr. Aller Appetit war ihm plötzlich vergangen. Was hatte er nun gewonnen mit der dummen Heirat? Zu Hause sitzen sollte er am Sonntag, weil ihm sein Weib, jeden Kreuzer vorrechnete, arbeiten sollte er die ganze Woche über, weil sie ihm die Dienstleut' aus dem Hause trieb! Da hatte er's ja jetzt noch schlechter, als wie die Mutter noch am Leben war! Die hatte ihm doch noch eine Freud' vergönnt gehabt und hatte ihm wenigstens keine Predigten gehalten . . .

Fuchsteufelswild stand er vom Tische auf und schritt aus der Stube. Eine Weile strich er ziellos im Hofe herum, dann trat er auf die Straße und ging den Weg entlang, der dem Dorfe zuführte. Erst langsam und zögernd, dann immer rascher und rascher. Lustiges Lachen und Singen klang ihm von dort entgegen. Ein Teilchen der verjämten Sonntagsfreude wollte er sich doch noch retten . . .

Am nächsten Morgen war die junge Bäuerin schon beim ersten Frühlicht aus dem Bett. Ganz stille war sie aufgestanden, um den schlafenden Bauer nicht zu wecken; hatte zusammengesucht, was sie an Bargeld im Hause hatte, und war dann ihren täglichen Verrichtungen nachgegangen. Als der Knecht aus dem Stalle kam und nicht recht zu wissen schien, wie er's mit der gestrigen Kündigung halten solle, legte sie ihm neben sein Frühstück das Geld auf den

Tisch und sagte dazu: „Da is dein Lohn, Girgl. Und ich dank' dir schön für dein rechtichaffen's Arbeiten. V'halt uns halt auch in gutem Andenken.“

Der Girgl hatte eine andere Auredede erwartet. Und nun war es ihm, als ob er sich schämen müßte, es wurde ihm ganz weich ums Herz dabei, und am liebsten hätte er seinen unüberlegten Entschluß wieder rückgängig gemacht. Aber die Bäuerin schnitt ihm das Wort im Munde ab, kaum daß er noch den Satz begonnen. „Nein, Girgl,“ sagte sie, „es is schon besser so wie's is. Für uns und für dich. Der Sonnleitner sucht eh schon lang ein'n Knecht. Wirßt es gut haben bei ihm.“

Da blieb denn dem Girgl nichts andres übrig, als sein „Bergelt's Gott!“ zu sagen und seine Siebensachen zusammenzusuchen. Dann nahm er Abschied von der jungen Bäuerin. Und vergaß darüber ganz, den Bauern auch nur grüßen zu lassen.

Der Niedhofer hätte sich auch nicht viel gekümmert darum. Der hatte ganz andere Sorgen, als er endlich am späten Vormittag die brennenden Augen öffnete. So wüßt war ihm im Kopf und so gottsjämmerlich zumute! War aber auch ein dummes Stückl gewesen gestern, so wild davonzurennen nach dem Nachtmahl noch . . . Und erst am Morgen wieder heim . . .

Er setzte sich hastig auf im Bett und langte nach den Kleidern. Wenn nur die Venerl wenigstens nicht ins Zimmer kam, so lang er wie ein Kranker da im Bette lag! Erfahren wird sie's ja früh genug und wird ihm dann wieder ihre vorwurfsvollen Augen machen . . . Und er wird nicht einmal was dagegen sagen können, denn ihm ist ja so unsäglich elend zumut . . . Muß aber auch ein Mordsrausch gewesen sein, gestern! Wer weiß, was ihm der Kirchewirt dafür auf der schwarzen Tafel angekreidet hat . . .

In recht trübseliger Stimmung schob sich der junge Bauer zur Türe hinaus. „Jetzt wird's gleich losgehen,“ dachte er. „Jetzt wird sie mich anschau'n wie der Pfaff' im Beichtstuhl. Und dann wird sie wieder zu reden anheben vom Sparen und vom Arbeiten . . .“

Aber die Venerl tat nichts von alledem. Kaum daß sie einmal hinüberblinzelte zu ihm, als er durch die Küche schritt, so sehr war sie von dem Kochen in Anspruch genommen. Und jetzt sagte sie gar: „Wirßt schon ein'n rechten Hunger haben, gelt? Gleich bin ich fertig mit'm Kochen.“

Der Franzl wußte nicht, wie ihm geschah. Aber er ließ sich das nachsichtsvolle Gehaben gern gefallen und sprach eine Viertelstunde später auch dem Mittagessen wacker zu. „Is doch nicht so schlecht, die Venerl, wie ich 'glanbt hab',“ dachte er dabei. Und es fiel ihm nicht

einmal auf, daß der Knecht, der Girgl, heute nicht mit ihm am Tische saß.

Erst als nach dem Essen die Lenerl sagte: „Ich geh' jetzt auf 'n Acker, Futter schneiden,“ — erst da fiel es ihm wieder ein, daß ja der Girgl gestern den Dienst gekündigt hatte. Und beschämend kam es ihm zum Bewußtsein, daß die Lenerl heute die ganze Arbeit allein geleistet hatte, während er selber damit beschäftigt gewesen, seinen Sonntagsrausch auszuschlafen . . .

„Ich geh' mit dir,“ sagte er schnell. Und spürte eine stille Dankbarkeit in sich, daß die Lenerl das alles so getan, ohne ihm auch nur einen Vorwurf gemacht zu haben.

In den nächsten Tagen war der Franzl der beste Ghemann und der fleißigste Bauer. Die Lenerl konnte zufrieden sein mit dem Erfolg ihres wohlbedachten Handelns. Sogar am Sonntag blieb er zu Hause und verlor seine gute Laune nicht . . .

Strohfeuer brennt aber schnell. Als wieder acht Tage um waren, zeigte der Franzl schon kein so lustiges Gesicht mehr. Und die Lenerl merkte es deutlich genug: wenn er diesen Sonntag auch zu Hause versitzen soll, dann ist's wieder für lange Zeit aus mit seiner guten Laune und allem Arbeitseifer.

„Magst nit ein bißl zum Kirchenwirt schau'n?“ fragte sie. „Ich geh' mit dir, wann's dir recht is.“

Dem Franzl war's natürlich recht. Und so hielten sie es dann auch an den nächsten Sonntagen. Denn die Lenerl hatte herausgefunden, daß ein Wirtshausgehen zu zweit immer noch billiger kommt, als wenn der Mann allein beim Krüge sitzt.

Nur daß auch das dem Franzl auf die Dauer nicht recht passen wollte. Bei jedem frischen Viertel erst schauen müssen, was das Weib für ein Gesicht dazu macht, im schönsten Trinken anshören sollen, weil sie heim verlangt, — zum Kuckuck hinein, man ist doch kein Schulbub' mehr! Und als dann gar einmal der versoffene Kogler-Bub zu Spötteln anfang über die plötzliche Solidität seines früheren Saufgenossen, da wollte der Franzl doch zeigen, daß er der „Herr“ sei, daß er sich nichts schaffen lasse von seinem Weibe! Und er glaubte das am besten dadurch beweisen zu können, daß er die Lenerl mit groben Worten ins Bett schickte und sich selber wieder einmal einen Mordsrausch antrank.

Ohne ein Wort zu erwidern, war die Lenerl nach Hause gegangen. Ohne Klage, ohne Vorwurf kam sie auch am nächsten Tage ihren Obliegenheiten nach. Als der Franzl am späten Vormittag mit wüstem Brummjchädel aus dem Bette kroch, fand er wieder alle Arbeit getan und bald darauf auch das fertige Mittagessen auf dem Tische stehen. Nur das Gesicht der Lenerl fand er nicht mehr so heiter und freund-

lich wie sonst immer. Diesmal sah sie ihn wirklich an „wie der Pfaff im Beichtstuhl“ . . .

Recht verzagt war die junge Hausfrau geworden. Was nützte ihr nun aller guter Wille, was nützte ihre ganze Arbeitsfreudigkeit, wenn der Mann weder so noch so zur Verunst zu bringen war? Wenn er an einem Tage mehr verzubelte, als die ganze Woche ins Haus geschafft werden konnte?

Recht verzagt war sie geworden. Denn nun wollte es auch mit der Arbeit nicht mehr so gehen wie bisher. Ihr Mann drückte sich davon, soviel er nur konnte, und es war dabei etwas Scheues in seinem Wesen, daß er seinem Weibe auswich, als fürchtete er sich vor einer Aussprache mit ihr. Die Lenerl selber aber war recht schwach geworden in den letzten Wochen. Wie sollte das nun werden, wenn das erwartete Kindlein einmal da sein würde und sie dann ein paar Tage überhaupt nicht aus dem Bett würde aufstehen können?

„Ich mein', es wär' notwendig, daß wir wieder einen Knecht ins Haus kriegen,“ sagte sie eines Tages, da sie sich wieder recht elend fühlte und die ganze Arbeit arg im Rückstand geblieben war.

Der Franzl blickte erst unwillig auf, um zu schauen, ob das etwa nur der Anfang einer Predigt sein sollte. Da er aber das blasse Gesicht der Bäuerin sah, stimmte er schnell zu. Was lag ihm daran, daß ein Knecht im Hause wieder um so viel mehr Auslagen verursachte! Er selber war dann wenigstens wieder freier und brauchte sich nicht über jede Kleinigkeit seine dummen Gedanken zu machen. Denn — das kam ihm nun erst deutlich zum Bewußtsein — bislang hatte es ihn doch manchmal gedrückt, wenn er sah, wie sich das Weib abrackerte, selbst sein Vergnügen war kein richtiges gewesen, da er immer in Angst hatte sein müssen, hinterher von den vorwurfsvollen Blicken seines schweigsamen Weibes verfolgt zu werden. „Is ein Knecht im Haus,“ dachte er, „dann kann sie mir nichts mehr vorwerfen. Dann bin ich wieder der Herr.“ Und laut sagte er hinzu: „Wär' ja recht. Aber wo nimmst denn ein'n her um die Zeit jetzt?“

„Der Lorenz wär' zu haben,“ meinte sie. „Er is aus 'm Spital z'rück und is wieder g'sund.“

Da lachte der Bauer auf. „Der Lorenz! Der wird 's Kraut fett machen! Nit als Haut und Knochen der ganze z'nichte Kerl, — den bläst ja der Wind um, wann d' ihn auf 'n Acker schießt!“

„Er is jetzt wieder g'sund,“ wiederholte die Bäuerin. „Und hat bei aller Schwachheit ein'n festen Willen wie nit bald einer. Das is mehr wert als ein paar feste Arm!“

Ganz absichtslos hatte die Lenerl das gesagt.

Über der Bauer empfand es doch wie einen Vorwurf. Nur hütete er sich wohlweislich, etwas darauf zu erwidern. „Lieber ein schlechter Knecht als gar keiner,“ dachte er. „Dann hat wenigstens das ewige Stacheln ein End.“

So kam denn der Lorenz ins Haus. Still und bescheiden, wie es seine Art war, trat er den Dienst an, befeelt von dem Willen, zu tun, was in seiner Kraft stand. „Ich dank' dir rechtshaffen, daß d' es probieren willst mit mir,“ sagte er zur Bäuerin. „Ich wüßt' sonst nit, was anfangen. Betteln geh'n taugt mir



Still und bescheiden, wie es seine Art war, trat er den Dienst an.

nit, und zu meiner Arbeit haben halt die Bauern kein Vertrauen mehr.“

„Ich aber hab' Vertrauen zu dir,“ entgegnete die Niedhoferin. „Darist halt für 'n Anfang nit alles gleich übers Knie brechen wollen. Schön langsam wieder dreinkommen nach deiner Krankheit, — dann wird's schon gehn.“

Der Lorenz machte keine weiteren Worte mehr. Er sah die Bäuerin nur an mit einem Blick voll Dankbarkeit, dann drehte er sich ab, um seine Tätigkeit zu beginnen.

Und die Bäuerin blickte ihm nach und dachte befriedigt: „Wird schon der Rechte sein. Das is kein Strohfeuer, was zündelt und zischt, das is ein Feuer, was langsam brennt und warm hält.“

Seit dem Eintritt des neuen Knechtes hatte der Niedhofer seine ganze selbstbewußte Sicherheit als „Herr“ wiedergefunden. So war auch nichts von der ihm früher manchmal eigenen

jögernden Verlegenheit zu merken, als er eines Tages seinem Weibe eröffnete: „In zwei Wochen is Schützenfest im Stadl drauß. Ich hab' auch eine Einladung kriegt, — da muß ich hin.“

„In zwei Wochen!“ entgegnete erschrocken die Bäuerin. „Da is dann grad' die Zeit, wo ich ins Bett werd' müssen . . .“

„Ach was,“ lachte der Bauer dagegen. „In diese Sachen irren sich die Weiberleut' allemal. Wann's da heißt, in zwei Wochen kommt das Kind auf d' Welt, dauert's immer noch ein'n Monat lang. Bis unser Kindl da is, bin ich zehnmal wieder z'rück.“

Aber die Bäuerin hatte noch ein anderes Bedenken. „Das kostt wieder ein'n Schüppel Geld,“ sagte sie. „Und du weißt, das is knapp bei uns. G'rad' daß wir das Notwendige beisamm' haben für die Steuer . . .“

„Wird halt das Steueramt ein bißl warten müssen drauß!“ brauste der Bauer auf. „Sie fragen uns ja auch nit, wo wir 's Geld hernehmen, wann einmal ein schlechtes Jahr is, oder wann uns der Schauer (Hagel) die Frucht niederschlagt am Feld!“

„Aber zahlt muß 's ja doch werden,“ beharrte die Lenerl. „Und 's Schützenfest müßt' grad' nit sein.“

„Müßt' nit sein!“ höhnte der Franzl aufgeregt dagegen. „Müßt' ja alles nit sein von dir aus, was mir ein bißl Freud' macht! Bei andre Sachen fragst nit, was s' kosten, — wann ich dir ein'n Knecht ins Haus stell', daß d' ein kommoderes Leben sollst haben, da sagst nix. Das muß sein. Als ob du den Reichtum ins Haus 'bracht hätt'st, so red'st daher! Und hast nix 'bracht als grad' nur das lumpige z'rissene Zeug, was d' am Leib hast g'habt!“

Da machte die Lenerl keine Einwendung mehr. Nur mit einem merkwürdig traurigen Blick sah sie ihrem Mann ins Gesicht, dann wandte sie sich ab und ging still aus der Stube.

Nach zwei Wochen fuhr der Niedhofer zum Schützenfest. Drei Tage dauerte die Feier, und der Niedhofer hielt es für seine Pflicht, bei allen Empfängen, Begrüßungen und Festessen mit dabei zu sein. Denn er fühlte sich da als eine gar gewichtige Persönlichkeit. Wo er auftauchte, wandten sich ihm die Blicke zu, hielten ihm die Schützen das volle Glas entgegen. Der Niedhofer! Das war einer! Zehn Schüsse, zehn Treffer, — anders tat er's nicht. Und davon mindestens acht ins Zentrum. Und dabei so ein lieber Mensch, so ein lustiger Bruder! Man kam aus dem Lachen nicht heraus, wenn er anfing, seine Geschichten zu erzählen, und wenn er gar anhub, Bierzeitliche zu singen, dann grölten die Männer vor Vergnügen und die Weiberleute mußten sich die Lächeln vors Gesicht halten vor Verlegenheit. Ewig schad', daß er

so bald schon wieder heim mußte in sein ödweiliges Waldnest!

Der Niedhofer gab auch noch einen Tag zu, und dann wieder einen, bevor er an die Heimfahrt dachte. Als er endlich doch fort mußte, nahm er einen Schüffel neuer Freundschaften mit und allerhand Preise und Ehrenzeichen, die er sich auf der Scheibe herausgeschossen. Und einen Schüffel Schulden dazu.

In seligster Stimmung kam er zu Hause an. „Lustig is's g'wesen!“ berichtete er und wies voll Stolz auf die Preise, die er sich erschossen: zwei Golddukaten auf seidenem Untergrund, einen silbernen Becher und allerhand Ziermünzen und Anhängsel. Aber die Lenerl, die still und blaß im Bette lag, hatte kaum einen Blick für all die Herrlichkeiten. Und als der Bauer endlich eine Pause machte in seiner wortreichen Schilderung, zeigte sie auf die Wiege neben dem Bett und sagte: „Jetzt schau einmal daher. Da hast auch was kriegt derweil . . .“

Bewundert schielte der junge Bauer darauf hin. Wichtig ja, das Kind! Auf das hatte er wahrhaftig ganz vergessen gehabt in seiner Festtagsfreude. Und jetzt war es wirklich gekommen in der angefangen Zeit, und sein Weib hatte wieder einmal recht behalten . . .

Es war halb Neugier, halb Verlegenheit, was den Bauer veranlaßte, sich zu dem schlafenden Kindlein zu bücken und ein wenig an seinem schneeweißen Häublein herumzupfupfen. Da öffnete es die Augen, verzog das Mäulchen zu einem weinerlichen Grinsen und hub gleich darauf zu schreien an, als ob es am Spieße stecke.

„Na, na,“ machte der Bauer erschrocken, „ich tu dir ja nix!“ Weil aber der Kleine sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden gab und gottsjämmerlich zu schreien fortfuhr, wandte er sich verdrossen ab von ihm und räumte die schönen Preise zusammen, die er der Lenerl auf die Bettdecke gelegt gehabt. Und während er sie ins Nebenzimmer trug und dort in den Kasten stellte, darinnen schon die früher erworbenen alle lagen, mußte er immerfort denken: „Is noch gut, daß 's nit früher kommen is! Sonst wär mir das schöne Schützenfest ganz verdorben g'wesen . . .“

— Das Kindl machte dem Niedhofer auch weiterhin wenig Freude. Unglaublich, was so ein Fraß für Arbeit ins Haus bringt! Die ganze Wirtschaft schien wie auf den Kopf gestellt . . . Ein Glück nur, daß wenigstens der neue Knecht im Haus war, wo die Bäuerin jetzt krank im Bette lag, — sonst hätte er, der Bauer, sich schier zu Tode schinden können. Und hätte dabei nicht einmal seine Nachtruhe gehabt vor lauter Kindergeschrei und all dem aufgeregten Getu.

Auch die Lenerl schien plötzlich eine ganz andere geworden zu sein, seitdem das Kind da

war. Besonders deutlich zeigte sich das, als sie endlich aus dem Bette durfte und wieder ihrer Arbeit nachgehen konnte. Kaum daß sie mehr ein Wörtlein hatte für ihren Mann, so still und schweigsam war sie geworden. Und ganz unerträglich ernst und streng dabei. „Jetzt müssen wir an unsern klein'n Franzl denken,“ mahnte sie bei jeder Gelegenheit. „Daß dem auch Haus und Hof verbleibt und er was zum Leben hat, wenn er einmal groß is.“

„Da is ja noch lang hin!“ hatte der Bauer in seiner gewohnten Art zu scherzen versucht. Aber die Lenerl war nicht eingegangen darauf. Jeden Gulden, der ins Haus kam, wußte sie so sicher zu verstecken, daß der Bauer trotz allem Spähen und Suchen ihn nicht finden konnte. Und wenn er Geld von ihr verlangte, da zählte sie ihm die Kreuzer einzelweife vor und sagte gar bald immer: „Mehr hab' ich nit.“

Einmal wollte er grob auffahren deswegen. Aber die Lenerl schaute ihn nur wieder so seltsam an mit ihren traurigen Augen und sagte in ihrer stillen Weise: „Ich spar' ja nit für mich. Ich selber gumm' mir ja auch nix. Nur daß wir nit in die Schulden kommen und die Sach' fest beisammenhalten für unsern klein'n Franzl. Gelt, das willst doch selber auch?“

Da fühlte er sich entwaffnet und spürte wieder mit drückendem Unbehagen die lästige Ueberlegenheit seines Weibes. Wie ein Kind behandelte sie ihn, — trotzdem sie vor den Leuten eifrig bestrebt war, sein Ansehen als Herr des Hauses in Ehren zu halten. Mit einer beinahe mütterlichen Nachsicht sah sie über seine Schwächen hinweg, ließ ihn tun und treiben, was und wie es ihm gefiel, und war selber dafür vom frühen Morgen bis zum späten Abend tätig, um alle Arbeit auch für ihn zu erledigen und die Wirtschaft in Ordnung zu halten.

Bequem war das schon für ihn, und er fühlte sogar eine uneingestandene Hochachtung vor dem fleißigen, willensstarken Weibe. Daneben aber empfand er doch alles wie einen unliebsamen Zwang, wie eine stete Beaufsichtigung seines Handelns. Ein weniger fleißiges Weib wäre ihm schier lieber gewesen. Eines, dem gegenüber er in jeder Weise hätte den „Herrn“ spielen können . . .

Auch der neue Knecht paßte ihm nicht. Der ging ja rein wie ein lebendiger Vorwurf für ihn auf dem Hofe herum! Unermüdlischer noch als die Bäuerin, der er jede Arbeit abzunehmen suchte, und dabei von einer Verträglichkeit, die den Bauern oft zur Naserei brachte! Er mochte ihn schelten, so arg er wollte, der Lorenz steckte alles geduldig ein, ohne ein Wort zu erwidern. Er mochte ihm schaffen was immer, der Lorenz sagte zu allem „ja“. Und tat dann doch, wie es die Bäuerin wollte . . .

Eine zehrende Eifersucht stieg in dem Bauern auf. Wenn er den Lorenz nicht gar so notwendig gebraucht hätte, er hätte ihn am liebsten zum Teufel gesagt! Was die Lenerl nur für einen Narren gefressen hatte an dem häßlichen, zaundürren Spazenschrecker! Nicht e i n m a l kam es vor, daß sie ihm ein ungentes Wort sagte, nicht e i n m a l, daß sie ihm so ernste Augen machte, wie sie es ihrem Manne gegenüber so gut verstand! Alles immer nur in Liebe und Güte. Und der Lorenz schaute immer auf sie hin, so dankbar und ergeben wie ein Hund, dem man einen Brocken hingeworfen hat! Je stiller, treuer und fleißiger der Knecht sich gab, desto weniger tat er es dem Bauern zu Gefallen. Hätte sich lieber auch einmal einen ordentlichen Rausch antrinken sollen und die Arbeit Arbeit sein lassen, — so hätte man wenigstens drauf hinweisen können: „Da siehst es jetzt, er is auch nit besser . . .“

Eines Tages kam der seit Wochen und Monaten angesammelte Grimm des Bauern zum plötzlichen Ausbruch. Er hätte wieder einmal Geld gebraucht. Und die Bäuerin hatte ihm wieder sagen müssen: „Ich hab' keins.“ Da war er aufgefahren wie ein Wilder und hatte zornig gerufen: „Zum Dreitenfel, jetzt hab' ich's aber satt! Um jeden Kreuzer soll ich betteln kommen, und dann heißt's immer noch: »Ich hab' nix für dich.« Wer bin ich denn eigentlich? Und wo kommt denn das Geld alles hin?“

„Das könnt'st so gut wissen wie ich,“ entgegnete die Bäuerin ruhig. „Wann d' dich nur kümmern möcht'st drum.“

Aber der Bauer achtete nicht auf ihren Einwand und brüllte aufgeregter weiter: „Nix weiß ich! Gar nix! Mir sagt ja niemand was davon, was in der Wirtschaft vorgeht. Da wird nur g'schachert und g'handelt, und auf Ja und Nein is das Geld verschwunden, man weiß nit wohin! Aber ich kann mir's schon denken! Recht sauber spielt 's unter einer Decken, du und der Lorenz! Aufpappelt hast den z'nächsten Kerl, daß 's eine Freund' is. Der wird wohl auch wissen, wo 's Geld hintkommt. Der Haderlump, den d' als Knecht ins Haus g'nommen hast, daß er jetzt da dein'n Liebhaber spielt!“

Einen Augenblick war es, als ob die Bäuerin auf ihren Mann stürzen wollte, um ihn zu züchtigen ob der maßlosen Beleidigung. Aber gleich darauf fielen die erhobenen Arme schlaff herab und ein hilfloses Zittern überfiel ihren Körper. Das also war der Dank für ihr Mühen und Sorgen, das der Dank für die Liebe, die sie ihm trotz allem bewahrt hatte bis zu dieser Stunde . . . Ein Ekkel überkam sie plötzlich vor dem Manne, dem sie alles hatte sein wollen, und ein hartes Wort lag ihr schon auf der Zunge. Aber sie sprach es nicht aus. Nur

einen Blick unsäglicher Verachtung warf sie ihm zu, dann wandte sie sich ab und ging still aus dem Zimmer.

Eine Weile starrete ihr der Bauer wie entgeistert nach. Dann aber packte ihn der Zorn noch ärger. Jetzt mußte es einmal ausgeredet werden! Jetzt mußte es sich weisen, ob er sich noch weiter sollte gängeln lassen wie ein willenloses Kind! Aufgeregt stürzte er seinem Weibe nach. Aber sie war nicht mehr im Nebenzimmer. Auch im Hofe nicht. Dafür lief ihm dort der Lorenz über den Weg.

„Kommst mir g'rad' zurecht!“ herrschte er den Verdächtigten an. Mit beiden Fäusten packte er ihn an der Brust. „Wo das Geld immer hin kommt, will ich wissen!“

Der Lorenz starrete ihn verständnislos an. „Was für ein Geld?“ stammelte er. Und weil der Bauer nicht aufhören wollte, zu rütteln und zu schütteln, stieg ihm der Zorn zu Kopf, faßte nun er die Hände des Angreifers und hielt sie umfangen wie in einem Schraubstock.



„Was für ein Geld?“ stammelte er.

„Laß mich los!“ brüllte der Bauer. „Willst dich an mir vergreifen auch noch? Is's nit g'nug, daß d' mein'm Weib nachstellst und mein Geld vertust?“ Mit wildem Ruck befreite er seine Hand aus den Fäusten des Knechtes und schlug sie ihm schwer ins Gesicht. Und bevor der Ueberraschte noch zur Bestimmung gekommen war, stürmte er wie in plötzlicher Ernüchterung davon und zum Hofe hinaus.

Der Lorenz wollte ihm folgen. Als er sich

aber umwandte, sah er das schreckverzerre, totblasse Gesicht der Bäuerin vor sich. Sie hob abwehrend die Hand, rang nach Atem und stammelte endlich unter stillem Weinen: „Laß ihn gehn, Lorenz, er weiß ja nimmer, was er sagt und tut.“

Da huschte ein vergrämtes Lächeln über das Gesicht des Knechtes, und er verhielt zögernd den Schritt.

„Ich kann dich nit halten, wann d' jetzt nimmer dableiben willst,“ fuhr die Bäuerin fort. „Ich kann dir nur rechtschaffen Vergelt's Gott! sagen. Du bist mir eine rechte Hilf' g'wesen im Haus. . .“

Die Stimme versagte ihr. Aber dann raffte sie sich wieder auf und bat: „Sei halt nit böß, Lorenz, und laß den Bauern seine Wildheit nit entgelten. Gelt, tußt es mir und meinem Kindl z'lieb?“

Zögernd faßte er die hingehaltene Hand und schaute dabei mit traurigen Augen in das tränenüberströmte Gesicht des jungen Weibes. „Dir z'lieb tu' ich ja alles,“ hätte er sagen mögen. „Weil d' mir derbarmst und weil ich dich soviel gern hab. . .“ Aber er brachte kein Wort hervor und nickte nur still mit dem Kopf. Mit leisem Druck umschloßen seine Finger die ihren; dann ließ er plötzlich die Hand fahren, die einen kurzen Augenblick so weich und warm in der seinen gelegen hatte. Und ihm war dabei zumute, als entglitte ihm da etwas, wie es ihm so schön und gut das ganze Leben nicht mehr zu bringen vermöchte.

Der Riedhofer ist an diesem Tage nicht mehr nach Hause gekommen. Auch an den nächsten Tagen nicht. Dafür war der Kirchenwirt gekommen, hatte die beste Milchkuh aus dem Stall geholt, und hatte dabei erzählt, daß sie ihm der Riedhofer verkauft habe, weil er Geld gebraucht hatte zum Besuch des Schützenfestes, das in der Landeshauptstadt abgehalten wurde.

Der Lorenz hatte schon sein Bündel geschnürt gehabt, als er die Neuigkeit vernahm. Da legte er es wieder auf sein Bett zurück und sagte zu der Bäuerin: „Wann's dir recht is, bleib' ich derweil noch da, bis der Bauer heimkommt. Die ganze Arbeit zwingst allein ja doch nit.“

Und nun lag das Bündel schon acht Tage lang am Bett, wohlverschnürt, und wartete, bis der Lorenz mit ihm davongehen würde, sich einen anderen Platz zu suchen. Aber dann kam der Knecht eines Abends in die Kammer, nestelte die Schnüre des Bündels wieder auf und kramte seinen armseligen Inhalt aus. Die Stiefel stellte er unters Bett, die Sonntagskleider hing er an den Wandrechen, die andern Habseligkeiten legte er in die Truhe. Es war, als ob er gar nicht mehr daran dächte, den Riedhof zu verlassen.

Und er dachte auch nicht daran. Es war eine schlimme Botschaft gewesen, die man der erschrockenen Riedhoferin am Nachmittag ins Haus gebracht hatte. Von einem Kaufhandel wußten die einen zu erzählen, von einem plötzlichen Schlaganfall während eines Trinkgelages die andern. Und die es mit der Bäuerin am besten meinten, sagten, es wäre halt ein unglücklicher Zufall gewesen. Sicher war nur das eine: mitten im lustigen Trubel des Schützenfestes hatte der Bauer den Tod gefunden.

Was hätte der Lorenz da machen sollen? Wie er krank und schwach gewesen, hatte ihn die Bäuerin in ihrer Gutherzigkeit ins Haus genommen. Das mußte er ihr jetzt, wo sie das Unglück getroffen, heimzuzahlen suchen. Sonst wird sie selber noch krank und schwach vor lauter Leid und Sorge und Arbeit.

Es ist kein Wort über diese Sache zwischen den beiden gesprochen worden. Als wäre es etwas Selbstverständliches, so tat der Lorenz weiter seine Arbeit und suchte mit allen Kräften gutzumachen, was der verstorbene Bauer in seinem Leichtsin und Unverstand schlecht gemacht. Wenn aber das junge Weib ihm ein Wort des Dankes oder der Anerkennung sagen wollte, brummte er nur irgend etwas Unverständliches dazu und ging ihr dann immer ein paar Tage lang fast sehen aus dem Wege.

So verstrichen die Monate und die Jahre, die Schuldenlast, die der Riedhofer hinter dem Rücken seines Weibes auf den Hof getürmt hatte, war nach und nach endlich getilgt worden und die Wirtschaft ging ihren steten regelten Gang. Der kleine Franzl war schon ein ganz großes Bübl geworden, das mit seinem kindlichen Geplauder und seinem lustigen Herumtollen der Mutter viel Freude machte. Aber auch viel bedenkliches Sorgen. Denn mancherlei Anzeichen sprachen schon jetzt dafür, daß der Kleine ganz dem Vater nachgeraten wollte. So richtig brav und folgsam war er nur, solange er die Aufsicht eines Großen spürte, — wenn er sich allein und unbeobachtet wußte, waren alle Ermahnungen, alle eigenen Versprechungen im Nu immer vergessen. Mit beiden Händen griff er nach jedem neuen Spielzeug, um es bald darauf schon achtlos beiseite zu werfen, — jede neue Beschäftigung war ihm eine Lust, bis sie in der nächsten Minute durch eine andere rasch wieder verdrängt wurde. Strohsfeuer. . . Ganz wie sein Vater gewesen war. . .

Der einzige, der ihn noch zu meistern verstand, war der stille Knecht, der Lorenz. Dem folgte er aufs Wort. Und dem hielt er stand, wenn er nicht zuließ, daß eine kaum begonnene Beschäftigung gleich wieder abgebrochen werden wollte.

„Mach' nur z'erst das eine fertig, bevor d' was anders anfängst,“ pflegte der immer zu

mahnen. Und wenn der Franzl dann mit weinerlicher Verdrossenheit aufzeigte, wie das Ding, das er eben vorgenommen hatte, so gar nicht zustandekommen wollte, dann hielt der Lorenz mitten in der Arbeit inne, hoctete sich zu dem Kleinen hin und wies ihn gutmütig an: „Schan, Bübl, so mußt das machen.“ Baute mit ihm Häuser auf aus alten Holzstücken, legte ein Gärtchen an aus Tannenreisig oder richtete ihm gar ein Wasserrad her, das sich lustig neben dem ewig rinnenden Hausbrunnen drehte.

Die Bäuerin schaute oft verstohlen auf die beiden hin und machte ganz glückselige Augen dazu. Bis das Leuchten ihres Blickes plötzlich erlosch und sie sich seufzend abwandte: „Wenn doch sein Vater so g'wesen wär' . . .“ Und manchmal fuhr ihr ganz ungewollt und unvermittelt der Gedanke durch den Sinn, daß sie mit dem armen Knecht viel glücklicher geworden wäre als mit dem Bauern, der doch Haus und Hof besessen hatte.

Eben hatte sie wieder einmal daran denken müssen. Es war schier kein Auskommen mehr gewesen mit dem Buben, so arg hatte er's getrieben an diesem Vormittag. Nun war der Knecht heimgekommen und alles war plötzlich gut geworden.

Aber gleich darauf hörte sie vom Hofe her ein wildes Schreien des Franzl. Ganz zornig klang's und wollte kein Ende finden. Vergerlich trat sie aus der Küche, um nach dem Buben zu sehen.

Da kam ihr der Lorenz entgegen. Mit blassem Gesicht und verlegenem Schauen. „Ich hab's nit gern 'tan,“ stammelte er, „aber 's hat halt sein müssen. Wann ein Kind auf gar kein gut's Reden was geben will . . .“

Er wartete auf eine Antwort. Da aber die Bäuerin kein Wort sagte und ihn nur mit ihren ernstesten Augen wie verständnislos anschaute, sprach er weiter: „Eine runterg'haut hab' ich ihm. Meiner Seel', 's war nit viel leicht wegen damals, wie dein Mann mir . . . Und 's war auch nit im Zorn. Nur weil's hat sein müssen als Straf' . . .“ Er holte tief Atem, — es war, als müsse er sich erst einen Anlauf nehmen zu dem, was er noch vorzubringen hatte. Dann redete er still weiter: „Wird auch nit mehr g'schehn. Morgen geh' ich. Oder heut noch, wann dir's lieber is.“

Erschrocken starrte ihn die Bäuerin an. „Wegen dem willst fort?“ stieß es ihr dann heraus. „Wo d' mir fehlen tät'st auf Schritt und Tritt . . .“

Aber der Lorenz schüttelte nur abwehrend den Kopf. „Einmal hätt's ja doch sein müssen,“ entgegnete er ernst. „So is's wenigstens überstanden. — Die Arbeit is jetzt nit groß. Und grad' jetzt find'st leicht ein'n andern Knecht.“

Da fühlte er plötzlich wieder ihre weiche,

warme Hand in der seinen, wie damals, als er das erstemal hatte gehen wollen. Und wie im Traum, wie aus weiter Ferne hörte er ihre liebe Stimme: „Tu's nit, Lorenz, ich bitt' dich, tu's nit. Mir und dem Buben z'lieb.“

Ein heißes Empfinden quoll auf in ihm, ein Empfinden, das er tausendmal gefühlt und tausendmal niedergerungen hatte in schmerzlichem Entfagen. „Dir z'lieb tät' ich ja alles,“ drängte es ihn zu sagen, und sein heißer Blick drang tief in ihre Augen. Als er aber endlich den Mund auftat, kam es ihm in bitterem Ton über die Lippen: „Wann ich ein Bauer wär', mit Haus und Hof, dann wüßt' ich schon, was ich tät'. Aber ich bin ja nur ein armseliger Knecht . . .“

Ueber die Bäuerin war es bei seinen Worten und bei seinem Blick plötzlich gekommen wie ein großes Verstehen: ein Verstehen des Knechts und ihrer selbst . . . „Lorenz!“ schrie sie auf, „was red'st denn da daher!“ Und ganz still setzte sie hinzu: „Glaubst, ich hab' den Bauern g'nommen wegen sein'm Reichtum? Das is damals g'wesen, ich weiß selber nit wie. Jung war ich und dumm, — kein Mensch hat mir noch ein gut's Wort 'geben g'habt in mein'm ganzen Leben — —“

Verträumt sah sie vor sich hin und ihre Hand lag noch immer in der des Knechtes. Dann aber lösten sich ihre Finger und sie richtete sich straff auf. „Heut, wann mich einer fragen tät', heut wüßt' ich besser Bescheid. Wie ich damals nit g'fragt hab', so tät' ich auch heut nit fragen, was er is und ob er was hat. Nur ein braver Mensch müßt' er sein und meinem Buben ein guter Vater.“

Da ging ein frohes Leuchten über das verhärmte Gesicht des Knechtes. „Das kunnt' ich dir versprechen,“ sagte er leise. Und in den paar Worten klang etwas wie zages Hoffen, wie zitterndes Erwarten.

„Zu dir hab' ich auch Vertrauen,“ entgegnete die Bäuerin ernst. „Du hast mir das ja schon g'halten, bevor d' es noch versprochen hast.“

Wieder legte sie ihre Hand in die seine. Und nun wußte der Lorenz auch, daß ihm keine Macht der Erde mehr das Glück entreißen sollte, das er da so weich und warm in seinen arbeitsiharten Fäusten hielt.

Die Prügel, die der Knecht dem Bauernsöhnlein verabsolgt hatte, hatten ihre guten Folgen getragen. Sie brauchten von dem Stiefvater nicht einmal wiederholt zu werden, denn alles, was sich auf die Erziehung des schwer zu leitenden Buben bezog, konnte nun gemeinsam besprochen und beratschlagt werden, bevor es noch eine bedenkliche Wendung nahm. Gerade so wie die Dinge, die die Wirtschaft betrafen. Denn jetzt ging ja der Lorenz der Bäuerin nicht

mehr scheu aus dem Wege, wenn sie ihm einmal ein gutes Wort sagen wollte. Ob Freud, ob Leid, es war alles gemeinschaftliche Sache geworden, seitdem der Lorenz nach der stillen Hochzeit aus seiner armfeligen Knechtstammer in die Stube des Bauern übersiedelt war.

Und das kam in gleicher Weise der Wirtschaft und dem Kinde zugute. Schuldenfrei war das Anwesen geworden und nährte redlich seine Besitzer, auch als zu den dreien noch ein viertes kam: ein Kleinwinziges, herztäufendes Venerl, das der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten war, und das der kleine Franzl anstarrte wie ein helles Wunder.

Der kleine Franzl selber aber wuchs allgemach heran zu einem großmächtigen Franz, an dem man nun schon seine Freude haben konnte, ohne dabei um seine Zukunft bangen zu müssen. Dem Aussehen nach war er der ganze Vater geworden, der Tüchtigkeit und steten Arbeitsfreudigkeit nach aber der ganze Stiefvater.

„Bei dein'm Buben hab' ich halt mit 'm besten Willen mein Versprechen nit so halten können, wie du 's gern g'habt hätt'st,“ murmelte die Niedhoferin einmal, da sie das Grab der Schwiegermutter für die Allerseelenfeier aufsuchte. „So will ich's wenigstens an dein'm Enkel gutmachen, soweit ich's vermag.“

Und wenn Tote reden könnten und dabei gescheiter wären als wir Lebenden, so hätte die alte Niedhoferin aus ihrem Grabe heraus antworten müssen: „Hast schon recht 'tan, Venerl. Das Gute wollen ist auch schon ein Gutes. Nur g'hören halt allemal die zwei Nichtigen zusammen, wann's dann auch eine Wirkung haben soll: einer, der's will, und einer, der's begreift.“

Aus dem preussischen Kriege 1806.

Von Heinrich von Kleist.

In einem bei Jena liegenden Dorf, erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen sei, ein einzelner preussischer Reiter darin gezeigt habe, und versichert mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren.

„Dieser Kerl,“ sprach der Wirt, „sprengte ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: »Herr Wirt!« und da ich fragte: »was gib't's?« — »Ein Glas Branntwein!« antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: »mich dürstet!«

»Gott im Himmel!« sag' ich, »und will Er machen, Freund, daß Er wegfommt, die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf!«

»Ei was!« spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt, »ich habe den ganzen Tag nichts genossen!«

»Nun, Er ist, glaub' ich, vom Satan besessen. He, Liesel!« rief ich, und schaff' ihm eine Flasche Danziger herbei und sage: »Da!« und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er mir reite.

»Ach was!« spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt, »wo soll ich mit dem Quart hin?« Und: »schenk Er ein!« spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet; »denn ich habe keine Zeit.«

»Nun, Er ist ein Kind des Todes!« sage ich. »Da,« sag' ich, und schenk' ihm ein: »dal trink Er und reit Er! Wohl mag's Ihm bekommen!«

»Noch eins!« spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: »Noch eins? plagt Jhn —?« — »Noch eins!« spricht er und streckt mir das Glas hin: »und gut gemessen!« spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt; »denn es wird bar bezahlt.«

»Ei, mein' Seel! So wollt' ich doch, daß Jhr — Da!« sag' ich und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: »ist Er nun zufrieden?«

»Ach!« schüttelt sich der Kerl, »der Schnaps ist gut! Na!« spricht er und setzt sich den Hut auf: »Was bin ich schuldig?« — »Nichts, nichts!« versetz' ich: »Pack Er sich in Teufels Namen! Die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf!«

»Na!« sagt er, indem er in seinen Stiefel greift, »so soll Jhm Gott lohnen!« Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: »schaff Er mir Feuer!« — »Feuer?« sag' ich, plagt Jhn —?« — »Feuer, ja,« spricht er: »denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen!« — Ei, den Kerl reiten Legionen —! »He, Liesel!« ruf' ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft das Mensch ihm Feuer.

»Na!« sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul: »nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen!« Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder.

»Ein Mordskerl!« sag' ich: »ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will Er sich in's Henkers Namen scheren, wo Er hingehört? Drei Chasseurs — sieht Er nicht? — halten ja schon vor dem Tore!« — »Ei was!« spricht er, in-